

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Jorge und Demián Bucay

Eltern und Kinder

Vom Gelingen einer
lebenslangen Beziehung

Aus dem Spanischen
von Lisa Grüneisen

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
El difícil vínculo entre padres e hijos
bei Editorial del Nuevo Extremo, S. A., Buenos Aires
© 2015 by Demián Bucay & Jorge Bucay
Published by arrangement with UnderCover Literary Agents
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Die Übersetzung folgt der Ausgabe *Padres e hijos. Herramientas para cuidar un vínculo fundamental*,
erschienen bei RBA Libros, S. A., Barcelona 2016.
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI book GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397286-3

Inhalt

Danksagung	9
Vorwort	11
1 Was heißt das: Eltern sein?	
Von Wichtigem und Nebensächlichem	15
Zu Eltern wird man	20
Eine Frage der Entscheidung	27
2 Bedingungslose Liebe	
Das Beste und das Schlimmste	30
Warum Kinder?	32
Eine einzigartige Liebe	41
Asymmetrische Verantwortung	46
3 Ambivalente Liebe	
Idealisierung und Enttäuschung	54
Spuren, die bleiben	60
Ungehorsam sein und Wagnisse eingehen	68
So gut sie konnten	73
4 Was wir unseren Kindern mitgeben	
Der Fokus	76
Sohn von ...	79
Sohn oder Tochter sein	85
Sein oder Nichtsein (so wie die Eltern)	93

5 Erziehung	
Das Ungenügen der Eltern	96
Der Erziehungsauftrag	98
Das »Was«: Inhalte versus Werte	102
Die fünf Kategorien von Eltern	104
Die beiden Listen	119
Wie verhalten sich gute Eltern?	125
Und was ist mit den Jugendlichen?	129
6 Ein Beispiel sein – Eltern als Vorbild	
Die drei Erziehungsmethoden	132
Vorbild sein	133
Was unsere Überzeugungen bewirken	138
Veranlagung oder Erziehung?	141
Gleiche Eltern – unterschiedliche Erziehung	144
Mit gutem Beispiel vorangehen	148
7 Lernen – Eltern als Lehrmeister	
Lernen ist ein ständiger Prozess	151
Von der Möglichkeit, anderer Meinung zu sein	153
Man kann nichts erzwingen	154
Belohnen und Strafen	160
8 Die Motivationsmethode – Eltern als Wegweiser	
Warum hört das Kind nicht?	169
Echte Motivation	174
Raum für Argumente	179
Vom Handeln und seinen Folgen	183
Von der Schwierigkeit, Fehler zuzulassen	188
Die Vorteile betonen	194
Gefahren und Risiken	198
Schüler des Wahren und Guten	200

9	<i>Wünsche und Erwartungen</i>	
	Was die einen wollen und was die anderen	202
	Sich nicht aufopfern	204
	Das Symptom der doppelten Frustration	207
	Erwartungen und Ideale	212
10	<i>Das Ende des Erziehungsauftrags</i>	
	Wenn die Arbeit getan ist	217
	Veränderte Bedingungen	220
	Erwachsene Kinder	223
	Alternde Eltern	232
	Wenn sich die Beziehung verändert	236
	Zum Schluss	241
	Nachwort	246
	Quellenverzeichnis	248

I

Was heißt das: Eltern sein?

Von Wichtigem und Nebensächlichem

Bevor wir in diesem Buch über die Eltern-Kind-Beziehung sprechen, soll zunächst geklärt werden, was eine solche Beziehung überhaupt ausmacht. Was ist das Wesen des Elternseins? Was macht diese Rolle aus? Wie wird man zur Mutter oder zum Vater?

Um das zu definieren, muss man zunächst das Wesentliche vom Nebensächlichen unterscheiden – also das, was das Elternsein wirklich ausmacht, und das, was dazugehören kann, aber nicht muss.

Zur besseren Veranschaulichung möchte ich folgende Geschichte erzählen, in der es, passend zum Thema, um meinen jüngsten Sohn geht.

Der Kleine, ein niedlicher, blondgelockter Engel (diese Beschreibung ist natürlich absolut objektiv!), konnte noch nicht sprechen, da hatte er schon gelernt, sich das Handy ans Ohr zu halten und so zu tun, als würde er telefonieren: »Aaaa?«

Allerdings machte er anfangs dasselbe auch mit der Fernbedienung. Klare Sache: ein schwarzes, rechteckiges Ding mit vielen Tasten, ungefähr handtellergroß. Natürlich kapierte er bald, dass die Fernbedienung etwas anderes war, und begann damit vor dem Fernseher herumzufuchteln, statt sie sich ans Ohr zu halten. Zu dieser

Zeit bekam er ein Spiderman-Spielzeugtelefon geschenkt. Dieses Spielzeugtelefon war rot, kleiner als ein echtes Telefon und ließ sich zuklappen (niemand bei uns zu Hause benutzt noch ein Klapphandy). Trotzdem klappte er es sofort auf und drückte auf den Tasten herum, worauf ein Klingelton und eine Stimme ertönten, hielt es sich ans Ohr und sagte klar und deutlich: »Aaaa?« Woher wusste der Kleine, dass dies ein Telefon war? Offensichtlich begriff er, dass ein Telefon weder schwarz noch handtellergrößer noch rechteckig sein musste, noch musste es Tasten haben, aber es musste klingeln und eine Stimme ertönen. Das heißt, er unterschied das Wesentliche vom Nebensächlichen. Und er lag richtig: Ich habe Telefone in Form eines Fußballs gesehen, und Handys mit Touchscreen haben keine Tasten, aber alle klingeln und »sprechen«. Genau darin besteht das »Prinzip Telefon«. Darin liegt das Wesentliche; alles andere, ganz gleich, wie üblich es ist, sind Nebensächlichkeiten. Anders gesagt: Wenn du nicht klingelst und man nicht durch dich sprechen kann, bist du kein Telefon, tut mir leid.

Was also ist das Wesentliche am Elternsein? Was genau macht uns zu Eltern? Um diese Frage zu beantworten, greifen wir in gewisser Weise auf dieselbe Methode des Abgleichens zurück, die der Kleine aus der Geschichte anwendet, um herauszufinden, was ein Telefon ist und was nicht.

Im Jahr 2010 kam der US-amerikanische Film *The Kids Are Alright* in die Kinos, in dem eine der Figuren zwar der Vater ist, seiner Rolle aber nicht gerecht wird, und eine andere zwar nicht der Vater ist, aber dessen Position einnimmt. In dem Film geht es um die Frauen Nic und Jules, ein lesbisches Paar, und um ihre beiden Kinder, die achtzehnjährige Joni und den fünfzehnjährigen Laser. Gleich am Anfang erfahren wir, dass beide durch künstliche Befruchtung aus dem Samen ein und desselben Sponsors entstanden sind (Hollywood eben!).

Laser, der gerade diese Phase des Erwachsenwerdens durch-

lebt, in der man auf der Suche nach sich selbst ist, möchte Kontakt zum biologischen Vater herstellen und überredet seine Schwester Joni, bei der Samenbank anzurufen und nach den Angaben zu fragen, weil man dafür volljährig sein muss. Joni gibt schließlich nach, nicht ohne zu betonen, dass sie es nur für ihn tut.

Wie sich herausstellt, ist Paul, der Samenspender, ein ziemlicher Kindskopf. Er fährt Motorrad, führt ein improvisiertes Bio-Restaurant und hat häufig wechselnde Beziehungen. Aber Jonis Anruf macht ihn neugierig, und er beschließt, sich mit den beiden zu treffen.

Die Begegnung ist für beide Kinder aufwühlend, auch wenn sie unterschiedlich reagieren. Während Laser, der hohe Erwartungen hatte, keine Gemeinsamkeiten mit seinem biologischen Vater erkennen kann, fühlt sich Joni von Pauls Freigeist angezogen. Als Jules und Nic von dem Treffen ihrer Kinder mit ihrem biologischen Vater erfahren, beschließen sie, Paul ebenfalls kennenzulernen.

Zunächst sind alle durcheinander. Laser hatte gehofft, durch Paul die männliche Seite zu entdecken, die er vermisst, Joni sieht in ihm die Projektion ihres Wunschs, sich von ihren Müttern abzunabeln, Nic fühlt sich in ihrer Autorität bedroht, und Paul selbst glaubt, dies sei die Gelegenheit, endlich Vernunft anzunehmen.

Am Ende enttäuscht Paul alle, inklusive sich selbst. Es wird klar, dass er der Situation nicht gewachsen ist, weil er eben nicht der Vater der Kinder ist, ganz gleich, wie viele Gene sie teilen.

Ein aufschlussreiches Gespräch zwischen ihm und Laser nimmt diesen Schluss bereits vorweg:

»Kann ich dich was fragen?«, sagt Laser.

»Klar.«

»Wieso hast du Samen gespendet?«

Das ist eine ganz entscheidende Frage. Man kann sich vorstellen, wie der Junge sie jahrelang mit sich herumgetragen hat, um sie genau in diesem Moment seinem biologischen Vater zu stellen. Paul versucht sich mit einem Witz herauszureden:

»Na ja, ich dachte, es macht mehr Spaß als Blut spenden.«
Aber Laser lacht nicht. Er will eine richtige Antwort.

»Ich hatte Leuten damit helfen wollen«, sagt Paul schließlich. »Weil sich viele Menschen zwar Kinder wünschen, aber es geht nicht ...«

Es ist ein netter Versuch, aber Laser ist nicht überzeugt und hakt nach:

»Wie viel hast du dafür gekriegt?«

»Wieso willst du das wissen?«, fragt Paul zurück.

»Ich bin nur neugierig.«

Aber wir ahnen, dass es nicht nur Neugier ist. Als pubertierender Teenager lautet die Frage für Laser: Was bin ich wert?

»Der Satz war sechzig Dollar pro Becher«, sagt Paul schließlich.

»So wenig?«

»Das war viel Geld für mich«, entschuldigt sich Paul, »und mit der Inflation wären das heute neunzig Dollar ...«

Aber natürlich ist Pauls Antwort nicht zufriedenstellend. Laser sucht in der Biologie nach Antworten auf Hunderte von Fragen, die sich nicht durch die Gene beantworten lassen, sondern nur mit dem Herzen. Auch Joni hat Paul zum Abschied etwas mitzugeben. Keine Frage, keinen Vorwurf, sondern einen Satz, der von ganz tief drinnen kommt. Sie sagt:

»Ich hätte mir nur gewünscht, du wärst ... besser.«

Besser.

Wie, besser?

Sicherlich ein besserer Vater!

Es ist eine Erwartung, die Paul nicht erfüllen kann. Nicht

weil er ein schlechter Mensch wäre. Er wirkt eher wie jemand, der vor einer Herausforderung steht, die er sich nicht ausgesucht hat und auf die er nicht vorbereitet ist. Er wird einfach ins kalte Wasser geworfen und bekommt gesagt: »Los, jetzt sei mal Vater.« Niemand, der bei klarem Verstand ist, würde mit etwas anderem rechnen als mit krachendem Scheitern.

Was folgern wir daraus?

Die Tatsache, dass Kinder die Erbinformationen ihrer Eltern in sich tragen, sie also »vom selben Blut sind«, ist ohne Frage ein wichtiger Aspekt der Elternschaft (nicht umsonst gibt es DNA-Tests, um eine Elternschaft juristisch nachzuweisen). Aber »wichtig« heißt eben nicht zwingend »notwendig«. Biologische Verwandtschaft macht uns nicht automatisch zu Müttern oder Vätern, und umgekehrt hindert uns ihr Fehlen nicht daran, Eltern zu sein.

Wenn es nicht die Chromosomen sind, was ist dann das Wesentliche am Elternsein?

Kommen wir noch einmal auf den Film zurück und zu der Frage, wer denn nun der Vater der Kinder ist.

Die These, dass Paul der Vater ist, weil er die Hälfte seiner Gene beigesteuert hat, haben wir bereits verworfen, weil wir zu dem Schluss gelangt sind, dass dieser Umstand nicht entscheidend ist.

Eine zweite Antwort wäre, dass die Kinder schlichtweg keinen Vater haben. Aber schon der Filmtitel widerspricht dieser Antwort. *The Kids Are Alright*. Ist es nicht so, dass Kinder für eine gesunde seelische Entwicklung eine Vater- und eine Mutterfigur brauchen? Suggestiert der Film, dass Kinder »okay« sein können, obwohl sie keinen Vater haben? Ich denke nicht. Wer den Film schon gesehen hat oder ihn anschaut, nachdem er das hier gelesen hat, wird sofort erkennen, wer im täglichen Leben die Rolle des Vaters einnimmt: Es ist Nic, eine der beiden Mütter. Sie geht jeden Tag zur Arbeit, sie ist die Ernährerin der Familie, diejenige, die strenger zu den Kindern

ist, ihnen Grenzen setzt und moralische Werte vermittelt, diejenige, die am Kopfende des Tisches sitzt ... Diejenige also, die nachdrücklich und liebevoll die Rolle des Vaters übernimmt und ausübt (eines ziemlich »klassischen«, archetypischen Vaters, ehrlich gesagt, aber eben die des Vaters). Die Aussage des Films lautet nicht, dass man auch ohne Vater »okay« sein kann; vielmehr stellt er in Frage, dass man dafür unbedingt ein Mann sein muss. Nic nimmt die Vaterfunktion ein, und so könnten wir sagen, dass sie der Vater ist, obwohl sie eine Frau ist. Dasselbe gilt natürlich auch umgekehrt: Frau zu sein ist keine Grundvoraussetzung für Mutterschaft, auch wenn es die Regel ist. Auch ein Mann kann gegebenenfalls sehr gut die Mutterrolle ausfüllen.

Zu Eltern wird man

Die Kunst, ein guter Vater oder eine gute Mutter zu sein, besteht vor allem darin, diese Aufgabe angemessen zu erfüllen. Zu Eltern wird man, indem man als Eltern handelt, denkt und fühlt. Ein Kind geboren zu haben reicht nicht aus, um sich als Eltern zu betrachten, und folglich auch nicht, um von den Kindern als solche anerkannt zu werden.

Ich bin der Ansicht, dass zum Vater- oder Muttersein mindestens drei Dinge gehören, die durch unser Umfeld, unsere Gefühle und unser Verhalten bestimmt werden: der gesellschaftliche Status als Eltern, die elterliche Liebe und die Ausübung der elterlichen Pflichten. Drei Dinge, die nicht von unbegrenzter Dauer sind, wie wir so gerne glauben, und die zudem selten gleichzeitig beginnen oder enden.

Ich muss hier an Edgar Rice Burroughs' Geschichte von Tarzan denken, an Mogli, den Jungen aus Rudyard Kiplings Dschungelbuch, und an viele ähnliche Figuren, die als Waisenkinder von

einem Muttertier oder einer Herde adoptiert werden, die sich um sie kümmert, sie ernährt und beschützt, aber auch erzieht. Sie sind keine »tierischen Babysitter«, sondern richtige Ersatzväter und -mütter für das jeweilige Kind.

Ich persönlich kenne niemanden, der von Affen oder Wölfen aufgezogen wurde, aber es kommt gar nicht so selten vor, dass eine Person von außerhalb der Familie oder gar eine Institution die Vater- oder Mutterrolle einnimmt. Ich lernte einmal einen Mann kennen, dessen leibliche Mutter sich nicht um ihn kümmern konnte und ihn deshalb in die Obhut einer Tante gab, die bereits eine ganze Kinderschar zu versorgen hatte. Dieser Mann erzählte in der Therapie, dass er von klein auf jeden Tag zu einem Fußballplatz ging, der sich ein paar Straßen weiter befand, und den Großteil seiner Zeit dort verbrachte. Irgendwann blieb er auch zum Essen dort und unterhielt sich stundenlang mit den Leuten aus dem Verein. Ich habe keinen Zweifel, dass er diesen Verein als Erwachsener mit einem ähnlichen Gefühl der Verbundenheit und Dankbarkeit betrachtete, wie andere Menschen sie für ihre Eltern empfinden. Ein Gefühl, das nicht schwer zu verstehen ist, wenn man seine Geschichte kennt, und das man als Außenstehender dennoch nicht nachempfinden kann. Tatsächlich kam der Mann unter anderem in meine Praxis, weil er ständig Streit mit seiner Frau hatte, die eifersüchtig darauf war, wie viel Zeit und Aufmerksamkeit er seinem geliebten Verein widmete (und ja, es ist ganz natürlich, dass man früher oder später mit seiner Schwiegermutter hadert!).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Eltern die Menschen sind, die dich großgezogen haben. Aber das ist nicht die ganze Wahrheit. Was noch hinzukommt, ist die bewusste Entscheidung, die Verantwortung für ein Kind zu übernehmen.

Nach unserem Verständnis sind Vater und Mutter nicht nur die Personen, die dich versorgt, gekleidet, beschützt und erzo-

gen haben. Sie haben vor allem eine bewusste Entscheidung getroffen: »Dies ist mein Sohn, dies ist meine Tochter, und ich werde für sie sorgen mit allem, was dazugehört.« Dabei muss betont werden, dass dieser willentliche Vorgang des Annehmens aus freien Stücken auch und gerade dann notwendig ist, wenn es sich um ein leibliches Kind handelt, denn:

Um wirklich Vater oder Mutter zu sein, muss man seine eigenen Kinder annehmen, sie adoptieren.

Auch wenn wir uns mit dieser Aussage keine Freunde machen, weil sie allem widerspricht, was die meisten Menschen gelernt haben, sind wir der festen Überzeugung, dass jedes Kind in diesem Sinne »adoptiert«, also angenommen wurde. Wir glauben, dass es irgendwann im Leben einen Moment gibt, in dem Vater und Mutter, jeder für sich und vielleicht nicht zum selben Zeitpunkt, beschließen, ihr Kind als zu sich gehörig anzusehen, als Verlängerung und Teil ihrer selbst, als ihr eigen Fleisch und Blut. Entschieden schwerer zu verdauen ist, dass diese Entscheidung für das eigene Kind keine »natürliche« ist; sie geschieht nicht von allein und ergibt sich nicht automatisch aus der Tatsache, dass sie dieses Kind gezeugt, geboren und offiziell anerkannt haben.

Bei den meisten Frauen findet diese »Adoption« im Laufe der Schwangerschaft statt. Wenn die Mutter das Kind nach der Geburt in den Armen hält, hatte sie schon genügend Zeit, das Neugeborene als ihr Kind anzunehmen. Für den Vater (auch das gilt für die Mehrheit, nicht für alle) gestaltet sich der Prozess ein bisschen schwieriger, vielleicht, weil die intensive Bindung zum Kind fehlt, die eine Schwangerschaft für die Mutter mit sich bringt. Solange sich das Kind im Mutterleib befindet, spürt der Mann das Baby nicht, er ist nicht tagtäglich vierundzwanzig Stunden mit ihm in Kontakt, vierzig Schwangerschaftswochen lang. Für den Vater ist das Kind zunächst

nur eine Idee, eine Vorstellung, die langsam heranreift. Die Geburt ändert erst einmal nichts an diesem Gefühl. In den ersten Lebensmonaten des Kindes ist der Vater kaum mehr als eine undeutliche Gestalt, die manchmal neben der Mutter steht. Das Neugeborene hat nur Augen, Hände und ein Lächeln für seine Mutter, die es stillt, die mehr Zeit mit ihm verbringt und deren Geruch und Stimme ihm vertraut sind. Der Mann bleibt häufig ein wenig außen vor, was die Beziehung zu seinem Kind angeht, oder er schließt sich selbst aus. Die Ursache dafür liegt sowohl in der Biologie wie auch in gesellschaftlichen Übereinkünften begründet.

Auch wenn Väter heute in der Regel versuchen, sich in dieser Phase aktiv einzubringen, als wollten sie intuitiv den Adoptionsprozess beschleunigen, liegt die Hauptverantwortung dafür, dass dieser Prozess des Annehmens gelingt, vor allem bei der Mutter. Sie ist diejenige, die dem Partner Raum geben muss. Nur wenn sie sich ein wenig zurücknimmt und etwas von ihrer Fürsorge abgibt, kann sich die Bindung zwischen Vater und Kind festigen.

Als mein ältester Sohn zur Welt kam, musste er zunächst auf die Neonatologie, weil er drei Wochen zu früh geboren wurde (meine Frau hatte eine Schwangerschaftsgestose) und seine Lunge noch ein wenig Zeit und Sauerstoff benötigte, um sich vollständig zu entwickeln. Eine Krankenschwester bat mich, mitzukommen, als sie das Kind zur Station brachte, und wies mich an:

»Sie bleiben hier bei dem Kleinen, bis es ihm bessergeht.«

Ich gehorchte, weniger weil ich überzeugt war, dass es das Richtige war, sondern weil ich nicht wusste, was ich sonst tun konnte. Da saß ich nun allein mit diesem Baby, das mit seinem Händchen einen meiner Finger umklammerte, schaute es an und sagte mir: »Das ist also mein Sohn ...« Ich sah ihn wieder und wieder an und stellte erstaunt fest, dass ich dieses Wesen überhaupt nicht kannte.

Ich empfand nicht diese Welle von Liebe, von der ich dachte, sie würde mich überrollen. Wenn ich ehrlich bin, hätte ich lieber gewusst, wie es meiner Frau ging, die gerade einen Notkaiserschnitt hinter sich hatte. Schließlich wagte ich es, eine der Schwestern zu fragen:

»Kann ich ein paar Minuten zu meiner Frau?«

»Nein. Der geht's gut«, sagte die Schwester kurz angebunden. »Sie bleiben hier.«

»Aber ...«, begann ich, doch der strenge Blick der Krankenschwester genügte, um zu begreifen, dass meine Bitte weder Gehör finden würde noch moralisch vertretbar war.

Eine Stunde, die mir wie eine Ewigkeit vorkam, saß ich dort und hielt die Hand des Kindes, das immer mehr zu meinem Sohn wurde, dann kam der Kinderarzt herein und horchte das Baby ab. Er lächelte und sagte, die Atmung habe sich normalisiert, ich könne nun zu meiner Frau. Als ich das Kind in die Arme der Krankenschwester legte und das Zimmer verließ, spürte ich plötzlich eine tiefe emotionale Verbundenheit und die unumstößliche Gewissheit, dass dieses Kind mein Sohn war, mit allem, was das mit sich brachte.